

VON JULIA HUBER

Erst zu den Gemeinsamkeiten. Lea und Richard können beide ziemlich dreckig lachen. Sie hören beide gerne Radio. Es stört sie nicht, wenn Bryan Adams gut fünf Minuten lang „Please forgive me“ schmettert. Sie raten gern bei Radioratespielen mit. Und wenn man sie fragt, ob sie zusammenarbeiten, sind sie sich einig. „Nö“, sagt Richard. Und Lea: „Wir hocken halt nebeneinander.“

Jetzt zu den Unterschieden. Lea ist 21 Jahre alt und Richard 67. Lea hat lange blonde Haare, Richard nur noch wenige. Lea macht gerade ihren Motorradführerschein, studiert im ersten Semester und wirkt insgesamt so, als ginge der Spaß jetzt erst richtig los. Richard hatte mal einen Schlaganfall, deshalb fährt er nicht mehr Auto. Er weiß, wie beschuehert das Leben sein kann. Wie schnell man seine Wohnung verlieren und auf der Straße landen kann. Seit mehr als zwanzig Jahren lebt er in einer Wohngemeinschaft für Wohnungslose in Feldmoching-Hasenberggl.

Weil das nichts ist, womit man unbedingt in die Zeitung will, hat er in diesem Text keinen Nachnamen. Genau wie alle anderen Bewohner seines Wohnheims der „Schwestern und Brüder vom heiligen Benedikt Labre“. Lea heißt Ginder mit Nachnamen. Sie ist vor zweieinhalb Jahren in die Unterkunft eingezogen. Als Helferin. Und als einzige junge Frau neben neun

Kerzenstummel schälen? „Das geht nur mit Abitur“, sagt Richard

Männern, die früher obdachlos waren. Es hat eine Weile gedauert, bis sie von allen akzeptiert wurde. „Wohnen für Hilfe“, heißt das Projekt, bei dem sie mitmacht. Anstatt Miete zu zahlen, packt sie mit an. 20 Stunden im Monat. Es gibt eine Menge zu tun. Denn das Wohnheim ist eher wie ein Bauernhof. Es gibt einen großen Flohmarkt einmal die Woche. Es gibt den Holzplatz, die Schreinerei, den Gemüsegarten. Und die Kerzenwerkstatt, in der Lea Ginder zufällig neben Richard sitzt.

Mittwochmorgen in der Kerzenwerkstatt. Das Radio ist voll aufgedreht, Bayern 1, Chris de Burgh gibt alles mit „High on Emotion“, und Richard gibt alles in seinem Job: Er hat ein Messerchen in der Hand und schält einen roten Kerzenstummel. Er schneidet die äußere rote Wachsschicht ab, bis nur noch das innere weiße Wachs übrig ist. „Da muss die rote Farbe runter. Dann kann man's wieder einschmelzen“, erklärt Richard. Mit einer Zange zieht er den Docht aus der Kerze raus. Er macht das jeden Tag von acht bis zwölf. Neben ihm stehen noch eimerweise rote Kerzenstummel, die recycelt werden sollen. Sein Standardwitz: „Das geht nur mit Abitur.“

Wann Richard die Kerze in ihre Einzelteile zerlegt hat, kann Lea Ginder das Wachs einschmelzen und neue Kerzen daraus gießen. Die werden später auf dem Flohmarkt verkauft oder als Geschenke verschickt. Weil der Winterkerzenzeit ist, gibt es jetzt viel zu tun. Aber Zeit zum Reden bleibt trotzdem noch. Wie immer.

Es gehört zum Konzept des Wohnheims, dass jeder eine Tätigkeit übernimmt. Das strukturiere den Tag, sagt die Leiterin des Wohnheims Annegret Gehrke, 66. Und es gebe den Männern Selbstwertgefühl, wenn sie gebraucht werden. Wenn jemand sagt: „Mensch, toll, dass du die Mülltonnen rausgestellt hast.“ Deshalb gibt es viele Jobs im Wohnheim. Manche der Männer putzen das Haus, andere bügeln oder gärtnern. Toni, der Neue, sagt, er habe seine Passion im Holzhacken gefunden. Der Kerzenklaus macht Kerzen. Außerdem hat er Telefonkontakt: Wenn das Telefon klingelt, geht er ran und sucht den gewünschten Ansprechpartner im Haus.

Richard hat alles schon mal gemacht. Er hat Bretter geschliffen, ist den Lieferwagen gefahren. „Es gibt ja nichts, was ich nicht kann“, sagt er. Aber irgendwann sei ihm eben alles auf den Sack gegangen. Des-

Zimmerservice

Lea Ginder lebt als einzige junge Frau mit neun älteren Männern zusammen, die früher obdachlos waren. Sie helfen zusammen, Studenten und Senioren, dafür zahlen sie keine Miete. Kann das gut gehen? Ein Besuch



Ein gutes Team: Studentin Lea und ihr älterer Mitbewohner Richard in der Kerzenwerkstatt. Christian Tippelt, (unteres Bild, links) vom Verein Wohnen für Hilfe packt auch mal selbst in der Küche mit an. Alle helfen sich gegenseitig. FOTOS: CATHERINA HESS

halb schält er jetzt Kerzen. Das Wohnheim bekommt die Kerzenstummel von Klöstern und Kirchen gespendet. Außerdem fährt ein tauber Mann gelegentlich hier vorbei und bringt seine Kerzenreste mit. Richard sagt, er selbst mache sich nie eine Kerze in seinem Zimmer an. Er sieht seinen Job pragmatisch, sagt: „Irgendwas muss man machen. Sonst wirst du ja blöd.“

Lea Ginder hätte sich in München keine eigene Wohnung und auch kein WG-Zimmer leisten können

Auf Richards Tisch stehen zwei Fotos, Gruppenbilder, auf einem ist er mit drauf. Er hat sich eine Art Schreibtisch-Dekoration hier aufgestellt. Außerdem behält er die schönsten Kerzenstummel als Andenken. Eine Kerze mit Rautenmuster, eine gelbe Rose und eine fleischfarbene Kerze, die wie ein krummer Finger aussieht.

Lea Ginder fragt: „Woher kommt'n eigentlich der Finger, der da steht? Der ist neu.“ Richard antwortet: „Hach ich selber geschnitzt.“ An die Spitze des Fingers hat er mit rotem Filzstift einen Fingernagel gemalt. „Kannst du behalten“, sagt er großzügig. Lea Ginder lacht ein bisschen, geht aber nicht auf das Angebot ein. Normalerweise wäre jetzt vielleicht betretene Stille. Ein Glück, dass es das Radio gibt. Da schreibt eine Werbefrau: „In der neuen Apothekenumschau erfahren Sie jetzt, warum Bauchfett so gefährlich ist.“

Seit 35 Jahren gibt es das Wohnheim „Benedikt Labre“ für wohnungslose Menschen. Es hat zwei Häuser, eins in Milbertshofen und eins in Feldmoching-Hasenberggl. Eigentlich gab es immer drei Menschen, die darauf schauten, dass alles



klappte: Der Gründer Walter Lorenz, stadtbekannt als „Tee-Walter“, weil er Obdachlosen jahrzehntelang Tee ausreichen konnte. Außerdem Annegret Gehrke und eine weitere Kollegin. Sie wohnten und arbeiteten im Heim. „Wir waren hier eine Grundgemeinschaft von Menschen, die sich entschieden haben, ihr Leben mit Obdachlosen zu verbringen“, sagt Annegret Gehrke. Sie ist eine Frau, die vielen der Heimbewohner nicht mal bis zur Schulter reicht. Trotzdem lässt sie keinen Zweifel, wer hier das Sagen hat. Als Walter Lorenz und die Kollegin im Jahr 2019 beide starben, stand Annegret Gehrke allein vor sehr viel Arbeit. Sie erzählt, sie habe sich damals an einen Be-

richt erinnert, den sie mal im Fernsehen gesehen hatte: Bei dem Projekt „Wohnen für Hilfe“, gegründet vom Seniorentreff Neuhäusern, halfen Studenten bei älteren Menschen mit. Im Gegenzug durften sie bei ihnen wohnen. „Ich fand das klasse“, sagt Annegret Gehrke, deren Wohnheim plötzlich beste Voraussetzungen für das Projekt bot: mehrere freie Zimmer und viel zu tun. Lea Ginder hätte sich in München keine eigene Wohnung und auch kein WG-Zimmer leisten können. In einer Stadt, in der schon Menschen mit normalem Einkommen nur schwer eine Wohnung finden, wäre es für sie, die gerade erst ihr Abitur hinter sich hatte, unmöglich gewesen. Sie wur-

Wohnen für Hilfe

Ist ein Projekt, das Wohngemeinschaften zwischen jungen und älteren Menschen vermittelt. Meist sind es Senioren, die ein Zimmer frei haben, aber Hilfe im Garten oder bei der Hausarbeit brauchen. Und Studierende, die zwar Zeit und Energie haben, aber zu wenig Geld, um die Münchner Mieten zu zahlen. Christian Tippelt von „Wohnen für Hilfe“ spricht mit allen Interessierten und überlegt, wer zusammenpassen könnte. Anstatt Miete zu zahlen, helfen die Studierenden im Alltag mit. Gängig ist eine Stunde monatlich für jeden Quadratmeter Wohnfläche. Also zwölf Stunden Hilfe für ein zwölf-Quadratmeter-Zimmer. Rund 90 solcher Wohnpartnerschaften gibt es derzeit in München und Münchner Landkreis. Christian Tippelt sagt, es wären noch viel mehr, wenn mehr Senioren davon wüssten. HUUJ

de auf das Wohnheim aufmerksam, weil ihr Cousin Richi kurz zuvor dort eingezogen war. Sie sah die Felder ringsum. Die zwei Seen in der Nähe. Die Lagerfeuerstelle, die lustige Abende versprach. Sie war 18 Jahre alt, als sie ihr Elternhaus verließ. Bedenken, in ein Wohnungslosenheim mit neun älteren Männern zu ziehen, hatte sie nicht, sagt sie. „Ich hatte das Gefühl, dass sich da alle anderen Leute mehr Sorgen gemacht haben als ich.“ Ihre Freunde hätten ein bisschen komisch geguckt, ihre Eltern hätten gesagt „ja, schau halt“. Lea Ginder beschloss, dass es mit den Männern, die hier wohnten, sicher „a Gaudi“ würde.

Hermann Kumpfmüller ist tot

Der Bayerische Volkshochschulverband trauert um seinen langjährigen Vorsitzenden Hermann Kumpfmüller. Von 1972 bis 1996 leitete der Niederbayer die landesweite Erwachsenenbildung, in einer Zeit der Expansion und inhaltlichen Entwicklung: Gesundheit, Ökologie, Europa, deutsche Einheit, diese Themen kamen auf die Agenda. Kumpfmüller wuchs in Landshut auf. Er kam aus der katholischen Jugendarbeit, war nach dem Studium beim Studentenwerk München tätig, dann Präsident des Bayerischen Jugendrings. Seine humanistischen Ideale vertrat er mit Leidenschaft. Ein großes Anliegen war ihm auch die Erinnerungskultur. Als Vorsitzender des Fördervereins für Internationale Jugendbegegnung und Gedenkstättenarbeit in Dachau setzte er Akzente. Schon beim Bayerischen Jugendring hat er erstmals eine bundesweite Materialsammlung über Rechtsextremismus geschaffen. Am 16. Oktober ist Hermann Kumpfmüller im Alter von 88 Jahren gestorben. sz



Hermann Kumpfmüller war ein leidenschaftlicher Humanist und Bildungsförderer. Bis zuletzt engagierte er sich auch für die Jugendarbeit in der Gedenkstätte Dachau.

„Demokratie muss immer wieder neu gelernt werden“

Und die Volkshochschulen leisten einen Beitrag dazu, sagt Klaus Meisel, der scheidende Management-Direktor der Münchner VHS

München – Als Managementdirektor der Münchner Volkshochschule ist Klaus Meisel, 67, seit 2006 für die Bereiche Finanzen, Standortentwicklung und Personal verantwortlich. Mit der Programmdirektorin Susanne May leitete er promovierte Pädagoge die Geschichte der größten Volkshochschule Deutschlands. Am 31. Oktober geht Meisel in den Ruhestand.

SZ: Herr Meisel, besuchen Sie selbst auch einen Volkshochschul-Kurs?

Klaus Meisel: Ich bin begeisterter Teilnehmer eines Spanisch-Kurses, schon seit einigen Semestern. Abgesehen von den Sprachkenntnissen, die dort vermittelt werden, ist es eine gute Gelegenheit, Menschen kennenzulernen, mit denen man sonst nicht in Kontakt kommt. Wir leben ja zunehmend alle in sehr unterschiedlichen Blasen, religiös, politisch, weltanschaulich.

Wie schaut das in Ihrem Kurs aus?

Die Dozentin ist eine „Native Speakerin“ und eine hervorragend ausgebildete Lehrerin. Ich lerne im Kurs Menschen kennen, die sich auf ihre Reise mit dem Wohnmobil durch Südamerika vorbereiten wollten. Oder eine Studentin, die an der Universität Spanisch lernt und dort in einem Kurs mit 100 Leuten sitzt, in dem sie nie zu Wort kommt. Bei zwölf Teilnehmern in unserem Kurs ist das genau andersherum. Nach Feierabend über den Heften weglesen, geht nicht. Alle kommen ständig dran und sind gefordert.

Vor welchen Aufgaben steht die Volkshochschule?

Gerade switchen wir wegen der Coronakrise zwischen einem Chaos- und einem Flexibilitätsmodus hin und her; wir wissen nicht, wie sich die Situation mit dem Virus weiterentwickelt. Aber wir sind gut vorbereitet: Wir bieten Präsenz-, Online- und Hybridveranstaltungen an.

Was erwarten Sie in der Zukunft?

Selbstverständlich ist die Interimsplanung zur Gästeisolation ein besonderes Thema in naher Zukunft. Dann die Erweiterung der Lernwelten aufgrund der Digitalisierung. Wir müssen das Programm der Volkshochschule immer wieder an den Interessen der Bevölkerung ausrichten. Das

„Es gibt auch menschenferne Bildung. Die lehne ich ab.“

ist eine demokratische Definition der Allgemeinbildung. Es gibt ja keine „Bildungspflicht“ für Erwachsene. Die Menschen kommen freiwillig zu uns, wir müssen sie für unsere Angebote gewinnen. Wir alle kennen den Begriff der „bildungsfernen Menschen“. Es gibt aber auch „menschenferne Bildung“. Die lehne ich ab.

Was meinen Sie damit? Bildung muss die Lebenssituation der Menschen berücksichtigen und an deren Lerninteressen anknüpfen. VHS-Bildung hat auch

öffentlich relevante und kontroverse Themen aufzugreifen. Sie muss anregend und in jeglicher Form leicht zugänglich sein.

Welche besonderen Herausforderungen gab es in der Vergangenheit?

Ich habe das Jahr 2015 als einschneidendes Erlebnis in Erinnerung. Ich bin Pendler und habe in diesen Monaten am Hauptbahnhof ganz aus der Nähe erlebt, wie toll die Münchner die Geflüchteten willkommen heißen haben. Für uns als Volkshochschule ging es da um eine „Soforthilfe“ in Bildung. Denn Integration ist nicht möglich ohne das Erlernen der Sprache. Mit unseren Deutschkursen vermitteln wir ein breites Angebot. Wissen Sie, wie das Café im Eingangsbereich des Einstein entstanden ist?

Erzählen Sie.

Es ging aus Kochkursen mit Einheimischen und dem Verein „Über den Teller rand kochen“ mit Geflüchteten hervor. Das Konzept, sich gegenseitig mit den Gerichten aus der Heimat bekannt zu machen, hat so gut funktioniert, dass Initiatorinnen das „Café über den Teller rand“ etablierten. Im vergangenen Jahr wurde das Konzept sogar mit dem Deutschen Gastro-Gründerpreis geehrt, den der Promi-Koch Tim Mälzer verliehen hat. Für mich ist das ein gelungenes Beispiel für interkulturelle Bildung ohne pädagogische Aggression.

Ist die Volkshochschule auch ein Bindeglied zur sogenannten Hochkultur?

Ich halte nichts davon, die sogenannte Sozi-

al- und die sogenannte Hochkultur gegeneinander auszuspielen. Ich erinnere mich noch gerne an den Auftritt der Philharmoniker bei der Eröffnung des neuen Unterrichtszentrums im Hasenberggl. Danach sagten die Musiker zu mir, sie hätten noch nie „einen so ehrlichen Applaus bekommen“. Unser Ziel ist es, Bildung für alle zu



Klaus Meisel prägte die Entwicklung der Volkshochschule. FOTO: CATHERINA HESS

Bei manchen ging das schnell, bei anderen kostete es Arbeit. Die Männer im Wohnheim sind im Schnitt zwischen 60 und 65 Jahre alt. Die meisten haben erlebt, wie ihre Familien kaputtgingen, wie Freunde sich abwandten. Lauter Enttäuschungen. Manche fingen an, sehr viel Alkohol zu trinken. Es gibt deshalb eine Regel im Haus: Nicht mehr als vier Flaschen Bier pro Tag. Mittags eine, abends drei.

Andere Männer haben psychische Probleme. Bei einem dauerte es vier Monate, bis er mit Lea Ginder sprach. So erzählt sie es. Jedes Mal, wenn sie ihm begegnet sei, habe sie „Hallo“ gesagt – und er habe sie ignoriert. So ging das monatelang. „Ich war einfach stur, hab immer Hallo gesagt, und dachte, irgendwann funktioniert's schon“, sagt Lea Ginder. Und irgendwann funktionierte es auch. Hallo – hallo. „Ich war so stolz. Ich hab's jedem erzählt“, sagt sie. „Und alle anderen waren auch total beeindruckt.“ Heute gehen ihre Unterhaltungen sogar manchmal übers Hallo hinaus.

Es gibt eine Regel im Haus: Nicht mehr als vier Flaschen Bier pro Tag. Mittags eine, abends drei

Mit Richard kam Lea Ginder viel schneller ins Gespräch. Richard spricht manchmal von seiner Vergangenheit. Davon, dass er „eigentlich immer ein solider Mensch“ war. Mit Frau und Arbeit und Wohnung. Bis er seinen Job kündigte, die Ehe in die Brüche ging und die Wohnung plötzlich gekündigt war. Richard sagt, das schlimmste an der Obdachlosigkeit sei, dass das Badezimmer fehlt.

Lea Ginder studiert einen Studiengang, der „Gesundheitspsychologie und Medizinpädagogik“ heißt. Ihr Ziel ist es, mal in einer Behinderteneinrichtung zu arbeiten. Schon als sie 15 Jahre alt war, hat sie ein Praktikum in einer Einrichtung für Menschen mit 100-prozentiger Behinderung gemacht. Sie erzählt davon in der Kerzenwerkstatt. Während Richard an einem Kerzenstummel werkelt und sie einen Docht an einer Kerzenform befestigt, sagt sie: „Wir hatten damals auch ein paar dabei, die ganz schnell sauer geworden sind. Und dann ist auch was geflogen. Tische, Stühle, Teller.“ Richard sitzt daneben und gluckst ein bisschen bei der Vorstellung. Lea Ginder sagt: „Von daher bin ich relativ abgehärtet. Man kann mich nicht überraschen.“

Im Wohnheim hatte sie noch nie so eine Situation. „Hier fliegt nix“, sagt sie. Und Richard stimmt ihr zu: „Ja, da brauchst koa Angst haben.“ Sie sind sich einig. Ihre Mitbewohner haben zwar alle ihre Eigenheiten, aber jeder sei auf seine Weise in Ordnung. Da gibt es den einen, der jeden Tag Kinderfilme in voller Lautstärke anschaut. Den Kerzenklaus, der tagsüber Kerzen gießt und abends Kerzen anzündet. Oder den Neuen, Toni, der während der Brotzeit redet wie ein Wasserfall und in kürzester Zeit die Themen wechselt, von Corona über Hartz IV, bis hin zur großen Liebe: „Das ist wie mit einem Motorrad. Wenn man mich anlässt, dann bin ich auf Temperatur. Wenn ich eine mag, dann sage ich es ihr.“

Gerade in dieser Zeit, in der jeder sich fragt, ob ein neuer Lockdown kommt, haben Lea Ginder und Richard keine Angst vor der Isolation. Schließlich sind sie ja ein Riesenhaushalt. Ihre Kerzenwerkstatt liegt einmal über den Hof und damit quasi im Home-Office. Es gibt genug Platz rings ums Haus, um spazieren zu gehen oder um sich beim Holzhacken zu verausgaben. Selbst wenn alles abgesagt und alle Vorlesungen nur noch online sind, wenn das schlimmstmögliche Szenario eintritt, haben Lea Ginder und Richard noch eine Konstante: die Gemeinschaft im Haus. Die Arbeit, die sie zusammen machen. Kerzen gießen, Radio hören, Sprüche machen. In einem Jahr, in dem „lost“ zum Jugendwort des Jahres gewählt wurde, weil viele junge Menschen sich so verloren, orientierungslos und unsicher fühlen, wirkt Lea Ginder überhaupt nicht lost. Und Richard auch nicht.

„Demokratie muss immer wieder neu gelernt werden“

sozial vertraglichen Preisen zu ermöglichen.

Ist das politische Konsens? Früher hieß es schon einmal auch aus dem politischen Raum: Ja brauchen wir denn eine Volkshochschule, können das nicht die Privaten übernehmen? Da sage ich ganz klar: Nein, Bildung für alle gehört zur Demokratisierung. Demokratie muss immer wieder neu gelernt werden. Da darf das Geld keine Hürde sein. Auch nicht der Weg oder der Raum. Deshalb ist mir die Standortentwicklung in den Stadtteilen ein Anliegen, wir haben neue Unterrichtszentren in Moosach, am Scheidplatz, am Hasenberggl, in Allach-Untermenzing eröffnet.

Würden Sie sagen, Sie haben dieses Ziel, Bildung für alle, erreicht?

Wenn man die Zahlen sieht, ja: 2006 hatten wir 190 000 Belegungen jährlich, 2019 waren es 260 000. 2006 hatten wir 14 000 Veranstaltungen, heute sind es 19 000. Sie merken schon, ich war in meinem Erstberuf Mathematiklehrer. Deshalb noch eine weitere Zahl: 2006 hatten wir inklusive des städtischen Zuschusses 24 Millionen Euro an Einnahmen, heute sind es 45 Millionen.

Klingt beeindruckend ... Das ist nicht mein persönliches Verdienst. Sondern es ist dem Einsatz der Kollegen und Kolleginnen zu verdanken. Auch der guten Unterstützung seitens der Stadt. Und dem Engagement der rund 3000 freiberuflichen Dozenten, die sich mit ihrer Tätigkeit identifizieren.